

Blick auf die Nachkriegszeit

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **20 (1944-1945)**

Heft 5

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-705241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Herren»-Unteroffiziere

Am Bettag 1944 ist mir etwas passiert, was sonst nur sehr selten vorkommt: ich habe mich geärgert! Ich saß in einem Hotel einer schmucken, linksufrigen Ortschaft des Thuner Sees beim Mittagessen. Dieses reizte so wenig zum Aerger wie der am Orte selber wachsende Tropfen von ganz fadelloser Qualität. Der Aerger kam erst in dem Augenblick, als mir die freundliche Hebe ein wahrschafftes Stück Zwetschkuchen vor die Nase setzte, weil dabei mein Blick durchs Fenster auf eine militärische Gestalt fiel, die daherstolz kam, um in der mir gegenüberliegenden Konditorei unterzutauchen. Schlanke Figur mit auffälliger Mütze, eleganter, vom Maßschneider verfertigter Waffenrock, seitlich übertrieben weit abstehende Reithosen, hohe Lack-Reitstiefel, die arrogant im spärlichen Sonnenschein gleißten und funkelten, herausfordernde Sporen. Mein Blick schweifte wieder aufwärts: Am Aermel kühnengeschwungene Phantasie-Gradabzeichen, deren unterer Bändel das Kreuz weit über den Ellbogen hinaufschob, während das gleichbreite obere Band beim Aermelansatz begann. Und dann kam er, der eigentliche Stein des Anstoßes. Mit dem hintern Ende unter dem linken Oberarm eingeklemmt, das vordere Ende gehalten von der nach vorwärts gehobenen Hand — die Reitpeitsche! Ich rieb mir die Augen, um nochmals hinzusehen. Wirklich und wahrhaftig — eine Reitpeitsche.

Begleitet von meinem «begeisterten» Blick, verschwand der Unteroffiziers-Dandy in der Konditorei. Nach etwa 20 Minuten trat er wieder heraus, diesmal die Reitpeitsche herausfordernd schwingend. Während das Eiweiß auf meinem Zwetschkuchen, das die «Nidle» ersetzen sollte, respekt- und disziplinos auf dem Teller verlief, machte ich mir so einige Ueberlegungen. Zuerst übernahm mich angesichts dieses vollendeten Unteroffiziers-Gigerls so etwas wie Scham. Nicht etwa Scham darüber, daß ich als Auch-Unteroffizier mit meiner vom Bunde gefahren, unveränderten Uniform weit weniger elegant aussehe, wie mein wohl restlos glücklicher «Herr» Kamerad, sondern Scham darüber, daß es in unserer Armee zum mindesten einen Unteroffiziers-Gigerl gibt. Dann aber fragte ich mich, ob in dem Kurs, in welchem nach meinen Erkundigungen, dieser «Herr» Unteroffizier ist, wohl kein Kommandant vorhanden sei, der den Schneid aufbringt, den Unfug eines derart lächerlichen Aufzuges zu verbieten. Was hat eine Reitpeitsche mit einem Gang in die Konditorei zu tun in der Hand eines Unteroffiziers, dessen Arbeitsort 150 m weit entfernt liegt? Ich sah den «Herrn» Kameraden anderntags nochmals schnell, als ihn ein Regenmantel vor dem himmlischen Naß schützte. Natürlich schwang er auch diesmal wieder die unvermeidliche Reitpeitsche. Ein wirklicher Generalfeldmarschall kann nur ein schwa-

cher Abklatsch dieses Unteroffiziers-Generalfeldmarschalls sein, der seinen Marschallstab mit so unnachahmlicher Grandezza zu schwingen versteht.

★

Es ist eine recht kleine Angelegenheit, über die ich mich überflüssigerweise aufregte. Aber sie erinnerte mich daran, daß ich schon wiederholt Zeuge war, wie höhere Unteroffiziere im gegenseitigen mündlichen und schriftlichen Verkehr sich mit «Herr Kamerad» anredeten. Ich habe selber schon Briefe von höheren Uof. erhalten, die als Anrede trugen «Herr Kamerad». Ich wünschte jedem von ihnen, daß er hätte hören können, wie respektlos ich diese Anrede halbblau vor mich hinqüfferte! Sind wir denn «Herren» Fouriere, «Herren» Feldweibel und «Herren» Adjutant-Unteroffiziere? Fahren wir doch mit derartigem lächerlichem Zeug ab, aber raschestens! Halten wir uns stets vor Augen, daß der Armee mit **eingebildeten** Unteroffizieren weit weniger gedient ist als mit **ausgebildeten**. Seien wir uns klar darüber, daß die Anerkennung unseres Grades von unten und von oben weder von der Reitpeitsche, noch vom «Herrn Kameraden» abhängig ist. Zu wirklichem Unteroffiziersgeist gehört, mehr zu **sein** als zu **scheinen**. Mit ihm vertragen sich Borniertheit und Ueberheblichkeit nur schlecht. M.

Blick auf die Nachkriegszeit

Man fühlt es: Der Krieg nähert sich langsam seinem Ende. Die geplagte, geschundene Menschheit darf endlich auf den Frieden hoffen. Viel Blut wird zwar noch fließen und viel Schreckliches und Entsetzliches wird noch geschehen, ehe die wütende Bestie Krieg zur Ruhe kommt, — trotzdem aber, der Friede ist in Sicht und wir dürfen uns aus guten Gründen darauf freuen. Die Probleme der Nachkriegszeit, wie sie sich auf allen Gebieten des menschlichen Lebens stellen, verlangen gebieterisch nach einer vorausschauenden Lösung. Fragen und Projekte, die bisher aus verständlichen Gründen zurückgestellt wurden, werden wieder aktuell und bedürfen der sorgfältigsten und planenden Erwägung. So wie die Schweiz sich seinerzeit auf den Krieg vorbereitete, so hat sie sich nunmehr auch auf den kommenden Frieden, auf die Nachkriegszeit vorzubereiten und bei unseren Behörden gilt wieder der bewährte Spruch: *gouverner c'est prévoir*. Das ist alles gut und recht und diese fortschrittliche Einstellung soll sich nur in allen Amtsstuben und Handelskontoren ausbreiten. Die Schweiz war von jeher auf das Ausland angewiesen und wir alle warten darauf, daß unser Land wieder mehr ausführen

darf, als es bis anhin wohl der Fall war. Der Wert eines Volkes wird ja bekanntlich nicht nach dem bemessen, was es hereinbringt, sondern was es an Werten ausführt.

Immer mehr aber vernimmt man auch den Ausspruch: «Jetzt isch dänn fertig Militärdienst. Jetzt chunnt d'Uniform in Chaschte ine und ich bruuche vom ganze Grümpel nüt me z'wüsse!» Es regen sich auch jene Geister wieder, die bereits von 1918 bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges nicht müde wurden, unserem Volke die totale Abrüstung zu empfehlen; die die Bemühungen für die Landesverteidigung einem verabscheuungswürdigen Militarismus gleichsetzten und unsere militärischen Einrichtungen und Maßnahmen jederzeit der Lächerlichkeit preisgeben versuchten. Diese Geister wittern wieder Morgenluft und für sie ist die nahende Friedenszeit gleichbedeutend mit dem umfassenden Kampf gegen alles, was mit Soldatentum und Militär irgendwie zu tun hat. Wenn wir uns einerseits mit aller Kraft und aus einem tiefen Verantwortungsbewußtsein für den weiteren Fortbestand unserer Heimat heraus dagegen wenden, daß unsere Armee und unsere Wehreinrichtungen einer möglichen

Konjunktur entsprechend, abgebaut und zerstört werden sollen, so wenden wir uns andererseits ebenso bestimmt gegen die Propagierung eines uns völlig fremden «Soldatentums», das in seinem Endzweck lediglich einer wirklichen Kasernierung unseres Volkes gleichzusetzen wäre.

Wer als Bürger und Soldat gleichermaßen am Schicksal unseres Landes Anteil nimmt, der sieht hier im Gefolge des nahenden Friedens für den Fortbestand unserer Armee gleich zwei namhafte Gefahren auftauchen, gegen die er sich entschlossen und mutig zu wappnen hat. Aus guten Gründen glauben wir in jenen Bestrebungen, die nach der Vernichtung unserer Wehreinrichtungen zielen, die größere Gefahr zu sehen, als in jenen Auslassungen wirklich militaristischer Elemente, deren Forderungen von der Gesamtheit unseres Volkes restlos abgelehnt werden. Sie sind höchstens geeignet — wie bereits einmal ausgeführt wurde — einer ebenso weltfremden pazifistischen Ideenwelt Vorschub zu leisten und ihr vielleicht auch die Unterstützung jener Mitbürger zu sichern, die aus lauter Bequemlichkeit ohnehin stets bereit sind, einer negierenden Staatsauffassung zu huldigen.

Daß die Opposition gegen die Armee und gegen weitere Dienstleistungen vorhanden und mit dem nahenden Frieden auch im Wachsen begriffen ist, ist eine reale Tatsache. Es hat keinen Sinn und es wäre auch verhängnisvoll, wenn man an dieser Tatsache vorbeisehen wollte oder sie überhaupt gar abstreiten möchte. Einer Gefahr wird man erst mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten können, wenn man ihr mutig und entschlossen entgegentritt.

Es hat keinen Sinn und es liegt mir auch fern, wieder jene Zustände heraufzubeschwören, wie sie am Ende des ersten Weltkrieges und in der darauffolgenden Nachkriegszeit bei uns vorherrschend waren. Mit Freude dürfen wir feststellen, daß die übergroße Mehrheit jener, die damals aus einer falschen Einschätzung der allgemeinen Lage heraus gegen unsere Armee opponierten, seither freudig und pflichtbewußt ihre militärischen Dienstleistungen erfüllten. Ferner darf auch nicht übersehen werden, daß die Verdienst-

ersatz-Einrichtungen in entscheidendem Maße mitgeholfen haben, unseren Wehrmännern die Lasten der vielen Militärdienste wesentlich zu erleichtern. Wenn wir trotzdem mit einiger Besorgnis die antimilitärischen Tendenzen eines kleinen und unverbesserlichen Kreises beobachten und jetzt schon zur Wachsamkeit aufrufen, dann vorab eben aus der Erkenntnis heraus, daß das nahende Kriegsende und die damit verbundene «laissez-faire-et-laissez-aller-Stimmung» diesen Elementen einen relativ günstigen Nährboden bietet. Die Freude über den Frieden wird dann wiederum jene gefährliche sorglose Stimmung erzeugen, die nur die Gegenwart sehen will. Niemand wird dann an die Zukunft denken wollen, schon gar nicht, wenn das etwa zur Folge gehabt hätte, daß der Spuk vom «umfassenden Weltfrieden» plötzlich verfliegen könnte.

Gegen eine derartige Haltung gilt es heute schon, entschlossen Stellung zu nehmen. Es wäre deshalb außerordent-

lich begrüßenswert, wenn gelegentlich von höchster Stelle aus klar und deutlich formuliert würde, daß eine kriegstüchtige Armee für unser Land auch nach dem Frieden von lebensnotwendiger Bedeutung ist. Eine derartige Verlautbarung wäre in hohem Maße geeignet, Köpfe und Meinungen zu klären und die Stellung der um das Wohl der Heimat besorgten Männer zu festigen. Jeder Eidgenosse muß heute schon wissen, daß die Anstrengungen für eine schlagkräftige Armee auch nach dem Kriege kein Ende finden werden, sondern so lange gefordert und auch erfüllt werden müssen, als man von einer freiheitlichen und unabhängigen Schweiz sprechen will. Die Gunst des Schicksals ist uns von 1918 bis jetzt hold gewesen, obwohl man oft verflucht wenig getan hat, sich dieser Gunst würdig zu erweisen. Die notwendigen Schlußfolgerungen aus dieser Erkenntnis und für die Zukunft sollten deshalb nicht allzu schwer sein!

Wm. H.

Alte Methoden des Kleinkrieges

(sfd.) Die in diesem Krieg hin und wieder auftauchenden Meldungen von **Soldaten in fremdartigen Uniformen** oder gar harmlos scheinender Zivilkleidung sind allgemein bekannt. Wir brauchen gar nicht weit zu suchen, um in der Geschichte ähnliche Fälle zu finden.

Im Verlaufe des St.-Jakober-Krieges (1445 bis 1449) kam Basel dem verbündeten Rheinfeldens gegen die Oesterreicher zu Hilfe und nahm die Burg, den «Stein», ein. Zum Schutze Rheinfeldens lag hinter seinen Mauern eine schweizerische Besatzung. Herzog Albrecht verpfändete das Städtlein seinem Gefolgsmann Wilhelm von Grünenberg, als Ersatz für die verlorene Burg. Aber Rheinfeldens wollte sich einer abermaligen österreichischen Herrschaft nicht beugen. Grünenberg wandte deshalb List und Gewalt an. Hans von Rechberg und Thoman von Falkenstein waren seine Haupthelfer. Sie sammelten zu Säckingen Bewaffnete und kleideten sich in graue **Pilgermäntel**.

Auf drei mit Holz und Wellen «getarnten» Schiffen fuhren sie rheinabwärts, Rheinfeldens zu. Dort stiegen sie im Augenblick an Land, als die Leute beim Gottesdienst weilten. Leicht brachten sie die

Tore in ihre Gewalt und kurz darauf das Städtlein, denn Männer der «fünften Kolonne» waren bereits am Werk.

★

Gleiches wäre einmal beinahe Basel geschehen. 1645 hatte die Stadt Streit mit dem Thiersteiner wegen Pfeffingen. Oswald von Thierstein verlangte 17 000 Gulden für die Zerstörung des Schlosses. Basel wollte zuerst nicht zahlen, entrichtete aber dann eine kleine Summe um des lieben Friedens willen. Der Haß des Thiersteiners legte sich aber nicht, und er beschloß, blutige Rache zu nehmen. Einige Tage vor dem Neujahrstag 1666 kamen in der Stadt gegen 200 Reisende an; sie erzählten, sie kämen von einer langen Reise aus Frankreich. Es war Mitternacht, man brachte sich gegenseitig das «neue Jahr». Da läuteten die Glocken Sturm. Die Bürger eilten auf die Sammelplätze. Was war geschehen? Einer der fremden Reisenden wollte das Wirtshaus «zum Schnabel» anzünden, wurde jedoch auf frischer Tat ertappt. Das Geständnis besagte, daß, wenn das Wirtshaus gebrannt und das Feuer die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätte, so wäre die Rache des Thiersteiners vollzogen worden.

Einen langen **Kleinkrieg** führte der elsässische Landvogt Peter von Hagenbach gegen Basel. Er machte die nähere und weitere Umgebung unsicher, raubte, plünderte und mordete. Er schlug der Stadt den «veilen kouff» ab und verhängte die Blockade über sie.

Vom Elsaß, der Kornkammer Basels, von Burgund, dem großen Weinlieferanten, hing die Lebensmittelversorgung ab. Die Handelszüge waren aber verloren, falls sie in Hagenbachs Gewalt gerieten. Da der Landvogt eine der Stadt gefährliche Streitmacht nicht aufbrachte, führte er Kleinkrieg auf die empfindlichste Art. Das vor den Stadttores Basels weidende Vieh wurde geraubt, die Gärten und Felder verwüstet, das Obst, Getreide und Gemüse zerstört. Die Lebensmittelfuhren wurden immer kleiner, die Preise stiegen. Hagenbach begnügte sich nicht mit der Blockade und dem Kleinkrieg von außen. Auch **innerhalb der Stadt** besaß er seine Helfer, die sabotierten, wo sie nur konnten. Die Beschwerdeschrift des Rates (1474) klagte ihn an, daß seine Leute in der Stadt «uffschnidungen der secken» vornahmen, d. h., daß die vollen Kornsäcke aufgeschnitten und damit Getreide zerstört wurde. mwn.

Russische Frauen als Sanitäterinnen

Aus verschiedenen aus dem Osten einlaufenden Berichten geht hervor, daß die Russen immer mehr Frauen in den Dienst der Roten Armee stellen. Die gewaltigen Transportorganisationen, die einen Mannschaftsbestand von einigen Hunderttausend aufweisen und die ganz besonders während des Vormarsches in Anspruch genom-

men werden, bestehen zum großen Teil aus Frauen. Diese sind aber vor allem im Sanitätsdienst tätig. Es gibt Armeekorps, in denen das Sanitätspersonal bis zu 90 Prozent weiblich ist. Als Professor Cutler, der Chef-Chirurg der Universität Harvard und Leiter des USA-Sanitätsdienstes die Front besuchte, erlebte er, daß russische Frauen die

Verwundeten vom Schlachtfeld trugen und in beispielloser Todesverachtung für die Ueberführung der Verletzten in Feldlazarette sorgten. Professor Cutler ist der Meinung, daß die erstaunlich wenigen Todesfälle hauptsächlich auf diese aufopfernde Tätigkeit der russischen Sanitäterinnen zurückzuführen sind. bt.